

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

N. 26. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Die heitere natürliche Unbefangenheit von Ernst's Frau hatte ihr mein Herz gewonnen, noch ehe ich wußte, wer sie war!“ fügte Harport hinzu. „Meta, es ist unmöglich, ihr böse zu sein, auch Dir wird sie gefallen!“

„Sie gefällt allen Menschen!“ rief Dankmann.

„Sie hat Ernst glücklich gemacht, und dies Glück wird nie für ihn schwinden,“ sprach Eschbach. „Er thut Alles, was sie verlangt, aber sie wird auch nie Unrechtes verlangen. Ich hatte ihm wiederholt meine Beihilfe angeboten, er hat sie nicht gewollt und mir jetzt gestanden, daß seine Frau am meisten dagegen gewesen ist, denn sie hat eine unsagbare Angst vor dem Schuldenmachen.“

„Es freut mich, daß ich durch Sie den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, bestätigen höre. Ich war gegen sie eingenommen und über Ernst's Verheirathung entrüstet, ja ich habe ihn sogar in meinem Testament enterbt, ich werde ihm indessen Genugthuung widerfahren lassen, und wenn er morgen Abend zu mir kommt — dann — dann habe ich das Testament bereits wieder vernichtet!“

„Vater, thu' das — thu' das!“ bat Meta.

„Ich werde es thun. Der Entschluß, morgen Früh mein Testament vom Gerichte zurückzuholen, steht fest!“ versicherte Harport. „Hat Hercher nicht gesagt, weshalb er so spät kommt?“ wandte er sich an den jungen Bildhauer.

„Nein, er sagte nur, daß es wahrscheinlich später werde, als er gewöhnlich komme.“

„Meta, Du wirst ihm eine Strafe zuerkennen!“ rief Harport heiter. „Sei nur nicht zu milde mit ihm, denn Geschäfte können ihn kaum verhindern haben, da Sonntag ist.“

Fast in demselben Augenblicke trat Hercher in das Zimmer.

„Lupus in fabula!“ rief Dankmann.

Der Ingenieur blieb überrascht an der Thüre stehen, sein Blick richtete sich auf Eschbach, das Blut wich aus seinen Wangen.

„Zum Kukuk, Hercher, wo bleiben Sie denn so lange?“ rief Harport.

Der Ingenieur schien diese Worte gar nicht zu hören; sein Blick haftete noch immer auf Eschbach, es war, als ob seiner Brust der Athem fehle.

„Ah, Herr Kommissär!“ rief er dann, auf Eschbach zuwendend und ihm die Hand entgegenstreckend. „Sie hätte ich wahrhaftig nicht hier erwartet! Wann sind Sie zurückgekehrt? Doch zunächst seien Sie willkommen, ich freue mich unendlich, Sie wiederzusehen!“

Es lag in den Worten des Ingenieurs etwas Hastiges, in seiner Stimme etwas Erregtes; er bewillkommte Eschbach in lauterer Weise, als sonst seine Gewohnheit war.

Der Kommissär erwiderte den Gruß ruhig.

„Weshalb sind Sie so spät gekommen?“ fragte Harport.

„Hätte ich gewußt, welchen lieben Gast Sie bei sich haben, so würde ich es möglich gemacht haben, früher zu kommen!“

„Meta, Du schweigst dazu?“ rief der Steinmetzmeister seiner Tochter zu.

„Du also besitzest nicht genug Anziehungskraft für ihn?“

„Sie geben meinen Worten eine falsche Deutung,“ fiel Hercher ein und eilte zu seiner Verlobten, um sie zu begrüßen. In artigster Weise küßte er ihr die Hand.

„Ich konnte nicht früher kommen,“ fuhr er zu Meta gewandt fort.

„Ein auswärtiger Herr, der während der Nacht wieder abreist, wünschte mich in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen, ich konnte es nicht ablehnen, allein wie auf Kohlen habe ich geessen, meine Unruhe und Ungebuld wuchs mit jeder Minute.“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf,“ sprach Meta. „Ich gehöre nicht zu Denjenigen, die ihrem Verlobten nicht die geringste Freiheit gönnen; Du mußt mir zugestehen, daß ich Dich nicht beschränke.“

„Du bist nachsichtig, das ist die Liebe immer!“ bemerkte Hercher. „Du darfst aber auch versichert sein, daß ich Deine Nachsicht nie mißbrauchen werde.“

Mit pochendem Herzen hatte Eschbach die beiden Verlobten beobachtet. Liebt Meta den Ingenieur? Ihr Gesicht verrieth nichts, früher war dasselbe ein getreuer Spiegel ihrer Empfindungen gewesen, das war nicht mehr der Fall. Sie war freundlich gegen Hercher, sie machte ihm neben sich Platz, ja sie schien nur für ihn Interesse zu empfinden, dennoch lag auf ihrem Gesichte nicht ein Schimmer des Glückes, das Allu's Züge verklärte.

Wenige Minuten unterhielten sich die Verlobten, dann trat Harport an Hercher heran und erfaßte dessen Hand.

„Sie haben mir einen neuen und unsagbar großen Dienst erwiesen,“ sprach er. „Morgen Abend kommt Ernst zu mir!“

„Woher wissen Sie dies?“

„Eschbach hat es mir mitgetheilt!“

„Herr Kommissär, Sie haben mir eine Freude verdorben!“ rief Hercher, in scherzhafter Weise mit dem Finger drohend. „Ich wollte meinem Schwiegervater selbst diese Nachricht überbringen, doch ich zürne Ihnen nicht, denn eine erfreuliche Nachricht kann der Mensch nie zu früh empfangen. Von wem wissen Sie es?“

„Ernst selbst hat es mir gesagt.“

„Sie haben ihn bereits gesprochen?“

„Er war heute Nachmittag bei mir.“

Diese Worte schienen den Ingenieur nicht besonders angenehm zu berühren, seine Brauen zuckten. Sie schienen sich zusammenziehen zu wollen, wurden daran aber durch die Selbstbeherrschung Hercher's gehindert.

„Dann hätte er mir wenigstens sagen können, daß Sie zurückgekehrt seien,“ sprach er. „Er weiß doch, wie aufrichtig ich an Allem, was Sie betrifft, theilnehme.“

„Er wird nicht daran gedacht haben,“ warf Eschbach ein.

„Ich bin glücklich, daß mein Bemühen, Ernst zu versöhnen, dieses Mal gelungen,“ fuhr Hercher zu Harport gewandt fort. „Ich habe heute auch seine Frau kennen gelernt, und sie hat ganz denselben günstigen Eindruck auf mich wie auf Sie gemacht. Wahrhaftig, schon dieser kleinen lustigen Frau wegen müssen Sie ihm Alles verzeihen.“

„Ich habe es ja bereits gethan!“ versicherte Harport.

„Und Sie holen morgen Früh Ihr Testament vom Gerichte zurück und vernichten es?“

„Ich werde es thun!“

„Darauf lassen Sie uns Alle anstoßen!“ rief Hercher und hob sein Glas empor.

Die Gläser klangen lustig aneinander.

Der Steinmetzmeister war in einer sehr heiteren und glücklichen Stimmung; erst jetzt wurde er sich klar bewußt, wie sehr sein Herz doch immer an Ernst gehangen hatte.

„Nun habe ich nur noch den einen Wunsch, daß Meta ebenso glücklich werden möge, wie die kleine Frau meines Sohnes es ist!“ rief er.

„Zweifeln Sie daran?“ warf Hercher halb scherzend ein.

„Nein, nein!“ versicherte Harport.

Auch auf diesen Wunsch wurde angestoßen.

Als Eschbach sich mit seinem Glase Meta näherte, blickte sie ihn ruhig, ja fast gleichgiltig an, allein ihre Rechte, welche das Glas hielt, zitterte leise, und als sie dies wahrnahm, glitt eine flüchtige Röthe über ihr blaßes Gesicht hin.

Hercher war fast ausgelassen heiter, allein auf Eschbach machte es den Eindruck, als ob diese Heiterkeit etwas Erzwungenes habe. Wiederholt wurde er mitten in der lustigsten Stimmung still und blickte nachdenkend vor sich hin. Wenn er dann die Augen wieder aufschlug, glitten sie schnell, prüfend über die Anwesenden hin, als ob sie sich überzeugen wollten, ob sein Schweigen aufgefallen sei.

Und es fiel auf.

„Hercher, weshalb sitzen Sie so still da? Woran denken Sie?“ rief Harport, dessen wirklich heitere Stimmung durch den Wein, dem er sehr reichlich zusprach, noch gesteigert wurde.

Der Angeredete schreckte bei dieser Frage fast auf, dann lächelte er ruhig.

„Ich habe eigentlich an nichts gedacht,“ gab er zur Antwort. „Ich habe fast den ganzen Tag sehr angestrengt gearbeitet und bin sehr abgespannt. Das ist es!“

„Dann trinken Sie mehr! Der Wein beseitigt jede Abspannung!“ fiel Harport ein.

„Bei mir nicht,“ bemerkte Hercher, der auffallend wenig trank. „Ich kenne meine Nerven, sind dieselben angegriffen, so erholen sie sich nur durch Ruhe.“

„Dankmann, haben Sie auch Nerven?“ rief der Steinmetzmeister lachend.

Der junge Bildhauer blickte schüchtern lächelnd auf. „Ich weiß es wahrhaftig nicht,“ entgegnete er und er hatte in der That noch nie wahrgenommen, daß auch er Nerven besaß.

„Dann kommen Sie, wir Beide wollen die Ehre meines Hauses retten und lächtig trinken!“ fuhr Harport fort. „Auf den Kommissär ist in dieser Beziehung nie zu rechnen gewesen; ich glaube, der könnte zehn Jahre leben, ohne einen einzigen Tropfen Wein zu trinken!“

„Ich würde mich einer solchen Probe nur sehr ungern unterziehen,“ bemerkte Eschbach.

Meta drohte ihrem Vater, dessen Gesicht bereits stark geröthet war, mahnend mit dem Finger.

„Daß ihn gewähren,“ bat Hercher halbblaut. „Er ist heute so heiter, wie ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen habe.“

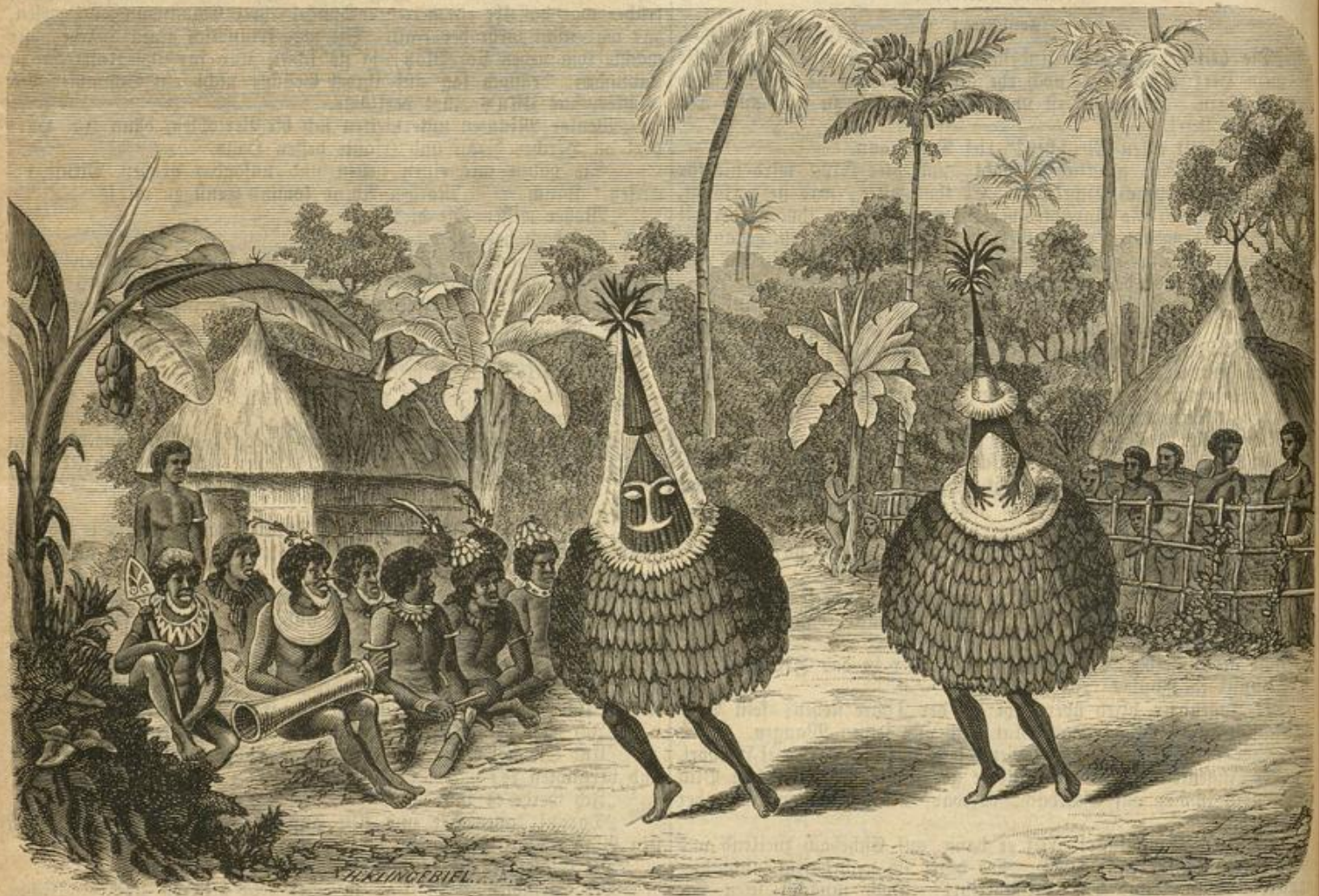
„Der Arzt hat ihn dringend gemahnt, nicht zu viel zu trinken,“ erwiderte Meta besorgt.

„Was ist zu viel? In glücklicher Stimmung kann der Mensch noch einmal so viel ohne Nachtheil vertragen!“ sprach Hercher mit leiserer Stimme. „Ich würde doch der Erste sein, der ihn hätte nicht mehr zu trinken, wenn irgend eine Gefahr für ihn vorhanden wäre!“

„Du bist kein Arzt,“ entgegnete Meta. „Das nicht, dafür ist mein Auge aber durch die Liebe zu Deinem Vater geschärft.“

Meta schien doch etwas beruhigt zu werden, außerdem bot Hercher jetzt all seine Kräfte auf, sie auf das Lebhafteste zu unterhalten.

Harport trank mit Dankmann um die Wette, seine Zunge war



Tanz der „Duck-Ducks“ auf den Inseln des Neu-Britannia-Archipels. (S. 104)

bereits schwer geworden, und immer und immer wieder sprach er seine Freude über die bevorstehende Versöhnung mit seinem Sohne aus.

8.

Es war spät geworden, als Eschbach, Hercher und Dankmann endlich aufbrachen, um heimzukehren. Der junge Bildhauer, dem der Wein doch zu Kopfe gestiegen war, entfernte sich einige Minuten vorher, und als der Kommissär und Hercher aus dem Hause traten, war derselbe nicht mehr zu sehen. Vergebens warteten sie einige Zeit auf ihn, er schien allein heimgegangen zu sein.

„Kommen Sie,“ sprach Hercher. „Ich bedauere, daß ich gerade heute den Schlüssel zur Gartenthüre nicht bei mir habe, wir würden über die Wiege zehn Minuten näher gehen. Ich trage den Schlüssel sonst immer bei mir.“

„Sind Sie so ermüdet?“ warf Eschbach ein. Ihm selbst würde der kürzere Weg angenehmer gewesen sein, denn es machte ihm wenig Vergnügen, in Hercher's Begleitung zu gehen.

„Ja, ich bin müde und habe mich seit langer Zeit nicht so sehr nach meinem Bette gesehnt, wie heute,“ fuhr Hercher fort. „Ich habe

sehr angestrengt gearbeitet und dann hat es mich sehr freudig erregt, daß endlich eine Versöhnung zwischen Ernst und seinem Vater zu Stande kommt. Harport wollte lange Zeit nichts davon hören, allein ich kam immer und immer wieder darauf zurück, bis er sich an den Gedanken gewöhnt hatte. Nun er seinen Eigensinn, denn von einem solchen können selbst wir, seine besten Freunde, ihn nicht ganz freisprechen, überwunden hat, nun tritt sein gutes Herz wieder in sein volles Recht ein. Ich wollte der Erste sein, der Harport die Kunde der Versöhnung überbrachte, Sie haben mir diese Freude eigentlich vortweg genommen!“

„Ernst hatte nicht mit einem Worte erwähnt, daß es noch geheim gehalten werden solle,“ gab Eschbach zur Antwort. „Ich vermutete, daß Harport bereits darum wisse, sonst würde ich sicherlich geschwiegen haben, denn ich habe gelernt zu schweigen.“

„Sie fassen meine Worte zu ernst auf!“ rief Hercher lachend. „Wenn ich nie mehr Grund habe, Ihnen zu grollen, so werden wir immer die besten Freunde bleiben, und ich hoffe, daß wir es bleiben werden. Ich glaube, es ist Niemand in der ganzen Stadt, der sich über Ihre Rückkehr mehr freut hat als ich!“

Er legte seine Hand vertraulich in den Arm des Kommissärs.

Eisebach zuckte unwillkürlich leise zusammen, denn es war ihm die Berührung des Ingenieurs unangenehm. Hatte er doch schon früher ihm nie gern die Hand gereicht. Harport und Dankmann erfaßten die ihnen entgegengestreckte Hand kräftig, und drückten sie fest, der junge Bildhauer sogar so fest, daß es schmerzte. Hercher legte seine Hand leise, ohne Druck hinein, und Eisebach hatte stets die Empfindung gehabt, als ob er eine Todtenhand berühre.

Gleichwohl konnte er Hercher's Hand nicht aus seinem Arm entfernen.

„Meine Braut wird Ihnen bezeugen können, wie oft ich von Ihnen gesprochen habe,“ fuhr der Ingenieur fort. „Ich freue mich unendlich darauf, daß wir viel, recht viel miteinander verkehren werden, nun kommt auch Ernst hinzu, und dessen junge Frau scheint sehr aufgeräumt zu sein. Harport liebt die lustigen Leute, und ich gehe jede Wette ein, daß die kleine Frau bald tief in seinem Herzen sitzt.“

Eisebach sprach wenig, Hercher führte fast die ganze Unterhaltung allein und so lebhaft, daß von seiner Ermüdung allerdings nicht das Geringste zu bemerken war.

„Haben Sie nun noch Dienst?“ fragte er.

„Nein, und ich hoffe auch nicht, daß ich in dieser Nacht noch in Anspruch genommen werde, denn auch ich bin müde.“

„Sind Sie nicht ganz frei, wenn Sie keinen Dienst haben?“ forschte Hercher weiter.

„Meine Thätigkeit ist keine geregelte, sondern hängt meist von Zufälligkeiten ab. Es kann der Fall sein, daß ich Wochen lang wenig Arbeit habe, eben-
so gut kann ich aber auch vielleicht noch während dieser Nacht in Anspruch genommen werden.“

„Wodurch?“
„Durch irgend ein begangenes Verbrechen, dessen nähere Feststellung keinen Aufschub erleidet!“

„Eine solche Thätigkeit muß sehr aufreibend sein; ich würde mich nicht dazu eignen und freue mich wahrhaftig, daß ich die Gewißheit habe, bis morgen Früh ungestört schlafen zu können!“ rief Hercher. „Dort, an jener Seite der Straße ist meine Wohnung, ich würde Sie gerne noch begleiten, mir fallen indessen die Augen fast zu, Sie nehmen mir dies nicht übel.“

„Gewiß nicht,“ versicherte Eisebach. Er war froh, allein zu sein. Langsam schritt er weiter. Der Ingenieur hatte ihn mit seiner Unterhaltung förmlich gepeinigt.

Als er an der nächsten Straßenecke anlangte, blickte er sich um und sah nach dem Hause, in welchem Hercher wohnte. Es war ihm, als ob er die lange Gestalt des Ingenieurs von seiner Wohnung sich wieder entfernen sähe. Er blieb stehen — Hercher mußte das Haus noch gar nicht betreten haben, doch es konnte dem Kommissär ja vollständig gleichgültig sein, ob der Mann, den er so wenig liebte, seine Wohnung bereits betreten hatte oder nicht, ihn interessirte nur, ob er sich bei seiner Wahrnehmung von vornhin geirrt hatte.

Langsam schritt er zurück. Er kannte Hercher's Zimmer, die

Fenster desselben blieben dunkel. Kaum eine Minute lang beschäftigte ihn die Frage, weshalb der Ingenieur, der nach seiner eigenen Aussage sehr ermüdet war, seine Wohnung nicht aufgesucht habe — dann dachte er an seine Begegnung mit Meta. Wo war der lustige, übermüthig frische Charakter des Mädchens geblieben? Er hatte sie scharf beobachtet und zweifelte nun nicht mehr daran, daß sie Hercher nicht liebte. Weshalb hatte sie sich mit ihm verlobt? Weshalb hatte sie Eisebach's Brief nicht beantwortet? Daß ihr Vater nicht auf sie eingewirkt hatte, wußte er genau, denn der Steinmetzmeister war noch ganz der Alte und würde es ihm offen gesagt haben, wenn er gegen ihn gewesen wäre. Dieser Mann war keiner Verstellung fähig.

Er hatte geglaubt, die Liebe zu Meta überwunden und sein Herz zur Entfugung gezwungen zu haben, die erste Begegnung mit dem Mädchen hatte jedoch alle seine Entschlüsse wie ein Kartenhaus über den Haufen geworfen. Er wäre vielleicht fest geblieben, wenn er sie glücklich gesehen hätte, nun sie es nicht war, gewann die Hoffnung in

seiner Brust wieder Raum und raulte sich ihm unbewußt weiter und weiter.

Er schritt an seiner Wohnung vorüber, was sollte er daheim, da ihm zum Schlafen die Ruhe fehlte! Er bedurfte überhaupt nur eines sehr kurzen Schlafes. Ohne Ziel schritt er weiter durch Straßen und Gassen; es war spät, und doch empfand er nicht die geringste Ermüdung. Da brauseten mit brennenden Fackeln einige Wagen der Feuerwehr an ihm vorüber. Er hatte nicht Zeit zu fragen, wo es brenne, aber unwillkürlich folgte er den weithin leuchtenden Fuhrwerken.

Es war ein großes Fabrikgebäude, welches in Brand gerathen war. Eisebach würde vielleicht weniger Antheil an dem Feuer genommen haben, wenn er den Besitzer der Fabrik nicht gekannt hätte, deshalb aber blieb er an der Brandstätte.

Die Feuerwehr, welche anfangs

alle Kräfte aufbot, um das Feuer zu löschen, mußte ihre Thätigkeit bald darauf beschränken, die nahegelegenen Häuser zu schützen, denn das Fabrikgebäude selbst war nicht mehr zu retten.

Obgleich es spät in der Nacht war, hatte die Größe des Feuers doch sehr viele Zuschauer angelockt. In strenger Weise hielt die Polizei dieselben fern, so daß die Thätigkeit der Feuerwehr nicht gestört wurde.

Da glaubte Eisebach unter den Zuschauern auch Hercher zu bemerken; trotz des unsicheren, flackernden Feuerscheines erkannte er deutlich die lange Gestalt und den blonden Bart desselben. Wie kam derselbe hierher, da das Feuer von seiner Wohnung weit entfernt lag und er über so große Müdigkeit geklagt hatte? In einer kleinen Stadt würde es ihm kaum aufgefallen sein, allein in einer Großstadt, in welcher fast in jeder Nacht das Feuersignal ertönt, werden die Menschen gleichgiltig dagegen, und der Ingenieur schien am wenigsten sich durch Neugierde soweit verlocken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Unterzeichnung der Magna Charta durch König Johann von England. (S. 104)

Mannigfaltiges. (Nachdruck verboten.)

Die Duct-Ducks auf den Inseln des Neu-Britannien-Archipels. (Mit Bild auf Seite 102.) — Der seit Ende 1884 zum deutschen Schutzgebiete erklärte Neu-Britannien-Archipel in der Südsee umfaßt die großen Eilande: Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, die Admiralitäts-Inseln und noch eine Menge kleinerer, auf denen im Ganzen etwa 200,000 Papuas leben. Auf den meisten Inseln findet sich ein eigenthümlicher religiöser Kultus, die alljährlich wiederkehrende Ceremonie des „Duct-Duck“, welche der Hauptsache nach aus Tänzen besteht, zu denen die Betreffenden eine groteske Verkleidung (siehe unser Bild auf S. 102) anlegen. Den Oberleib verhüllt dabei ein Rock aus übereinander gereihten Blättern eines palmenartigen Rohres, welcher an Rohrbügeln, durch die man die Arme steckt, lose über den Leib herab hängt. Eine darauf gestülpte thurmartige Mäse aus Palmenrippen, phantastisch bemalt und oben mit Dracänenblättern geziert, vollendet das Kostüm, in dem die Duct-Ducks nun von Insel zu Insel fahren, überall ihre Tänze aufführen und dafür Gaben empfangen und bewirthet werden.

Die Unterzeichnung der Magna Charta durch König Johann von England. (Mit Bild auf Seite 103.) — Mit dem Namen Magna Charta bezeichnet man in England das 1215 dem Könige Johann, der den Beinamen „ohne Lind“ erhielt und von 1199 bis 1216 regierte, abgenöthigte, für die Begründung und Entwicklung des englischen Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundgesetz. Dieser treulose und habgierige Monarch hatte während seiner schwachen Regierung höchst unglückliche Kämpfe mit Frankreich geführt, sich mit dem Papste überworfen, und dadurch das Reich schwer geschädigt. Da verbanden sich endlich im Januar 1215 Adel und Geistlichkeit, um das von der Krone allmählig erdrückte öffentliche Recht als allgemeine Schutzmauer gegen Despotie wieder aufzurichten. Nachdem des Königs Truppen geschlagen worden waren, zwangen ihn die Aufständischen, auf ihre Forderungen einzugehen und am 15. Juli 1215 den neuen Freibrief, welcher das ganze Mittelalter hindurch für den Inbegriff der vornehmsten Rechte und Gesetze des englischen Staatswesens galt, in feierlicher Volksversammlung auf der Wiese Runnymede an der Themse bei Windsor zu unterzeichnen. Unser Bild auf S. 103 zeigt uns den feierlichen Augenblick der Unterzeichnung. Unter einem Baldachin steht der Thronfessel des Königs, den seine Getreuen aus dem Herrenstande und Klerus umgeben. Eben legt der Kanzler dem Monarchen das Dokument vor, welches derselbe stehend unterschreibt, während die Anführer der aufständischen Barone, im Mittelrunde sichtbar, frohlockend zuschauen. Später suchte König Johann freilich die gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen, doch machte zum Glück sein Tod am 19. Oktober 1216 dem neu entbrannten Bürgerkriege ein Ende.

Zur Charakteristik Joseph's II. — Der Adel in Wien reichte beim Kaiser Joseph II. von Oesterreich eine Bittschrift ein, der Monarch möchte den Prater, den liebsten Erholungsort der Wiener, schließen lassen und nur den Gliedern der Aristokratie den Eintritt erlauben, da der hohe Adel keinen Spaziergang hätte, wo er ganz unter seines Gleichen sein könnte. Joseph lehnte diese Bittschrift sogleich ab mit der berühmten Randersfügung, die eines Kaisers würdig war: „Wenn ich immer unter meines Gleichen sein wollte, so müßte ich zu den ehrwürdigen Vätern der Kapuziner in die kaiserliche Gruft hinabsteigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung; nur der hat einen Vorzug vor Anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht der, der nur Fürsten zu Stammvätern hat.“ — Ein zweiter Brief dieses edlen Monarchen an eine italienische Fürstin, an deren Hofe sich nur Personen von hohem Range einfinden durften, athmete dieselbe Gesinnung: „Madame,“ lautete derselbe, „da ich nicht gern sehe, daß Fremde in meinen Erblanden beleidigt werden, so möchte ich Sie hiermit erinnern, eine Eiskette abzuschaffen, die ebenso lächerlich wie entehrend ist. Bei meinem Hofe kann jeder ehrliche Mann, er sei Prinz, Cavalier oder Bürgermann, erscheinen, ob er eine Charge hat oder nicht. Und nur denjenigen Prinzen, Cavalieren oder Prinzessinnen verleihe ich den Zutritt, welche eine üble Aufführung haben, ihre Familien und Ländchen in Schulden setzen, mithin unglücklich machen und die Plage ihrer Unterthanen sind! Joseph.“ Gerade zu diesen gehörte, wie allgemein bekannt war die hochmüthige Fürstin. [S.]

Ein jähes Leben. — Die medicinische Zeitschrift „Le Praticien“ berichtete kürzlich über die jähe Lebenskraft des aus der Normandie stammenden Offiziers François de Cuville, der im Jahre 1562 an der Vertheidigung von Rouen Theil nahm. Er erhielt am 15. Oktober einen Arkebuserschuß, dessen Kugel ihm den rechten Unterkiefer zertrümmerte und am Nacken wieder hinausfuhr. Er stürzte von der Brustwehr in den Wallgraben hinunter und wurde nebst noch einem todt neben ihm liegenden Soldaten an derselben Stelle begraben. Dies geschah etwa um die Mitte des Tages. Spät am Abend hörte der Diener Cuville's von dem Ende seines Herrn und erhielt von dem Gouverneur der Stadt die Erlaubniß, die Leiche an einen würdigeren Bestattungsort zu schaffen. Der Diener grub beide Leichname aus, aber ihre Gesichter

waren von Wunden so entstellt, daß er seinen Herrn nur an einem Diamantringe erkannte, der an einem Finger geblieben war. Er fühlte, daß der Körper noch warm war und brachte ihn zu den Garnisonärzten, die jedoch mit einem Todten ihre Zeit nicht veräußen wollten. Der treue Diener gab die Hoffnung nicht auf, sondern schaffte den Herrn in seine Wohnung und schickte nach zwei Ärzten und einem Chirurgen. Nach vielen Bemühungen kehrte das Leben zurück, aber Tage lang raste Cuville im heftigsten Fieber, als er sich elf Tage nach seinem Begräbniß langsam erholte, wurde Rouen gestürmt, und das Getöse auf den Straßen führte von Neuem Fieber und Loben des Kranken herbei. Ein Offizier der siegreichen königlichen Armee quartierte sich in Cuville's Hause ein und ließ den ihm unbequemen Kranken ohne Weiteres zum Fenster hinauswerfen. Dieser stürzte auf einen Dünghaufen, wo er im Hemd drei Tage und Nächte lag, bis ihn einer seiner Verwandten auffand und nach einem Schlosse in der Umgegend von Rouen schaffte. Nach wenigen Monaten trat Cuville gesund wieder in seine Truppe ein. Er erreichte ein Alter von achtzig Jahren und starb an einer Erkältung, die er sich dadurch zuzog, daß er eine frostige Nacht hindurch unter den Fenstern einer jungen Dame zubrachte, in die er sich „sterblich“ verliebt hatte. [R.]

Treue eines württembergischen Steinmehrs. — Als der Herzog Ulrich von Württemberg von dem schwäbischen Bunde aus seinem Lande vertrieben worden war und das österreichische Regiment am Neckar herrschte, hatten einige württembergische Amtleute ihres Herrn so sehr vergessen, daß sie den Bauern sogar verboten, von ihrem unglücklichen Landesherren nur zu reden. Ja, ein Amtmann zu Leonberg befahl einem Steinmehrs, daß er das württembergische Wappen vom Amtshause abschlagen und dafür das österreichische einmeißeln sollte. Aber der Steinmehrs war nicht der Ansicht des Amtmanns, daß man einen Landesherren wie ein Kleid wechseln dürfte. Er verfallt also nur das Wappen und setzte auf diese Kalkschicht das österreichische Wappenbild. Aber der Amtmann hatte sein Thun bemerkt und ließ ihn festnehmen; der Steinmehrs aber sagte zornig zu ihm, „die württembergischen Hörner (die Hirschgeweihe im Wappen) würden das österreichische Wappen doch bald wieder hinausstoßen.“ Der brave Patriot blieb für diese Worte im Gefängniß, bis der Herzog Ulrich wieder in Württemberg einzog und auch den Kerker seines treuen Unterthanen aufschloß. [S.]

Nicht den Rücken gezeigt. — Der Herzog Henri von Montmorency, Marschall von Luxemburg, war mit einem Budel behaftet. Als er den Prinzen von Oranien am 11. April bei Mont-Cassel, die Kaiserlichen am 1. Juli 1690 bei Fleurus und die Engländer und Holländer am 29. Juli 1693 bei Neerwinden geschlagen hatte, sagte der Prinz voll Unmuth über das Kriegsglück des Marschalls: „Sollte denn dieser Budel nicht gar nicht zu besiegen sein?“ — „Woher weiß der Prinz von Oranien, daß ich einen Budel habe?“ meinte der Marschall, als ihm jene Worte hinterbracht wurden, sarkastisch, „da ich ihm den Rücken doch noch nicht gezeigt habe!“ [C. Sp.]

Salatgenuß in Rußland. — Nicht nur Geschülkunde, Weinbau, Buchdruckerei, Uhrmaderkunst und anderes haben die Russen von den Deutschen gelernt, sondern sogar Salat zu essen. Olearius († 1671) sagt in seiner moskowitzischen Reise: „Lactuca und anderen Salat haben die Russen niemals gepflanzt, noch geachtet, viel weniger gegessen, sondern haben die Deutschen beim Genuß desselben ausgelacht; nun aber beginnen etliche auch mit anzubeißen.“ [Dr. L.]



Ein sonderbarer Botaniker. Förster: Na, hab' ich Euch einmal erwischt! Oder soll das auch nicht gekohlen sein, wenn Ihr mir die Birken mit Kumpf und Stumpf aus dem Walde holt? Holzdieb: Gekohlen? Aee, Herr Förster, meine Buben sind in der Naturgeschichte bei die Bäum' und da hab' ich nur a bißle für sie — gebotanisiert!

Räthsel.

I. Eins — Zwei die braucht in jeder Wirtschaft man, Zwei — Eins bedarf die Stadt. Wer sagt sie an? [Q. Maurice] Auflösung folgt in Nr. 27.

II. Einsl war es ein Gewicht. Wenn man Vertauscht zwei inn're Zeichen, dann Gebraucht's der Weber. Wer sagt's an? [Q. Maurice] Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25:

der Charade: Römer; des Bilder-Räthfels: Ungebuld mecht nur das Seiden.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.

